



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

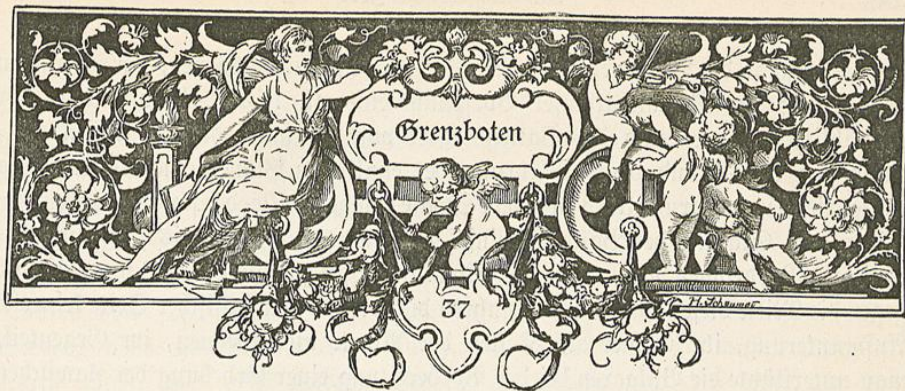
DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die großserbische Idee. 2

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die großserbische Idee

2



ürften wir nach der Sprache urteilen, so gehörten außer den Bewohnern des Königreichs Serbien, das eine Bevölkerung von etwas mehr als anderthalb Millionen hat, wenigstens noch vier und eine halbe Million Menschen zu einem Staate, der alle Serben in sich vereinigte; denn auch die ungarischen Raizen, die Kroaten und Dalmatiner, die Montenegriner, die große Mehrzahl der Bosnier und Herzegowiner und weite Kreise in Macedonien und Altserbien sprechen serbisch. Die Sprache entscheidet nun in solchen Fragen allerdings nicht, wenigstens nicht allein. Gleichwohl rechnet die großserbische Idee mit ihr und beweist nach ihr den Umfang des Reiches, das ihr für die Zukunft vorschwebt. Die Ausführung dieser Idee wird aber von den sich dafür interessirenden Parteien sehr verschieden gedacht, von den Führern und Mitgliedern der Dmladina z. B. wesentlich anders als von der serbischen Regierung und von den nicht zu jenem Verschwörerbunde zählenden ungarischen Serben, und wieder sehr anders von den russischen Slavophilen, zu denen wir jetzt bis zu einem gewissen Grade auch den Zar Alexander rechnen müssen. Die Regierung in Belgrad hat nur insofern etwas für die großserbische Idee gethan, als sie unter Fürst Michail und später in den ersten Jahren Milans durch Gründung von Schulen einigermaßen für die macedonischen und altserbischen Stammesbrüder sorgte. Die Dmladina möchte gewaltsam ein großserbisches Reich mit radikalen Einrichtungen, am liebsten eine Republik gründen, die zunächst Bosnien und die Herzegowina, dann alles, was in Osterreich-Ungarn das Serbische seine Muttersprache nennt, umfassen soll. Wie Rußland sich zu der Sache gestellt hat und jetzt dazu stellt, wollen wir etwas ausführlicher zeigen.

Grenzboten III 1889

61

So lange die Bulgaren geeigneter als die Serben erschienen, der russischen Politik auf der Balkanhalbinsel Vorkampfdienste zu leisten, d. h. bis zu der allmählichen Abwendung des Battenbergers von Rußland, die mit dessen vollständigem Abfall und der Ausföhrung des englischen Planes einer Vereinigung Bulgariens und Ostrumeliens zu einem Staate endigen sollte, der statt eines Gehilfen mit andern Staaten der Balkanhalbinsel verbündet ein Hindernis bei einem zukünftigen Vordringen Rußlands gegen Konstantinopel zu sein bestimmt war, also bis gegen die Mitte dieses Jahrhunderts erfuhren die Serben von russischer Seite keinerlei Aufmunterung, ihr Gebiet auf Kosten der Pforte auszudehnen, im Gegenteil, man unterstützte die Bulgaren bei der Vorbereitung einer Erhebung der slawischen Macedonier zum Zwecke des Anschlusses derselben an Bulgarien und schmälerte dadurch das Gebiet, das die großserbische Idee im Auge hatte. Als Bulgarien dann dem russischen Interesse den Rücken kehrte, hätte man wohl in Belgrad großserbische Absichten gegen die undankbaren Freunde von ehedem geweckt und gefördert, aber König Milan hatte sich inzwischen der österreichisch-ungarischen Politik angeschlossen, und diese hatte Bosnien und die Herzegowina besetzt, der Form nach für den Sultan, in Wirklichkeit aber für sich, und so mußte man in Petersburg die großserbische Idee in anderer Weise zu verwerten bedacht sein, d. h. gegen Milan und die mit ihm in Serbien regierende Partei und in zweiter Linie gegen das abtrünnig gewordne und nicht mehr zu russischen Eroberungszwecken verwendbare Bulgarien, in dritter Reihe auch gegen Österreich-Ungarn, den Hauptnebenbuhler in den Balkanländern, das durch jene Idee mit dem Verluste seiner serbischen Untertanen in Südungarn, Kroatien und Dalmatien, desgleichen in den neuen Provinzen Bosnien und Herzegowina bedroht wurde. Man konnte dabei russischerseits auf einen Prätendenten auf den Thron Serbiens und dessen Anhänger, sowie auf den Gebieter der Montenegriner rechnen, der nichts weniger als abgeneigt war, sich den Titel eines Königs aller Serben gefallen zu lassen, und den so feste Bande der Dankbarkeit an das Interesse Rußlands fesselten, daß von ihm nicht leicht ein Abfall von der ihm natürlich für die letzten Akte des Spieles zugedachten Vasallenschaft zu befürchten stand. Man braucht nicht zu erstaunen, daß Rußland einem Montenegriner und daß es dem kleinsten der Fürsten auf der Balkanhalbinsel die Krone Großserbiens zugedacht haben soll. Denn aus der Zeta, wie im Mittelalter das heutige Montenegro oder die Tschernagora hieß, ging im dreizehnten Jahrhundert der Gründer des Geschlechtes der Nemanjiden hervor, die alle Serben in dem Großzupanate oder Kaiserreiche Serbien vereinigten und beherrschten. Auch hat Rußland schon im Präliminarfrieden von San Stefano angedeutet, daß es das kleine Fürstentum der Tschernagorzen sehr hoch stelle. Die beiden ersten Artikel des betreffenden Aktenstückes nämlich hatten es mit den Gebiets-erweiterungen zu thun, die dieser Winkel Landes und diese Hand voll Menschen erfahren sollten, als wenn der große Krieg, der viele Millionen von Rubeln

und Ströme von Blut gekostet hatte, in erster Linie für den Fürsten Nikita und sein Zwergreich geführt worden wäre. Der erste Artikel jenes bekanntlich später in Berlin stark abgeänderten Vertrags wurde mit den Worten eingeleitet: *Afin de mettre un terme aux conflits perpétuels entre la Turquie et le Monténégro la frontière, qui separe les deux pays, sera rectifiée.* Allerdings hatte Gortschakoff vor dem Kriege, im Frühjahr 1876, in Berlin ausgesprochen, die Entscheidung über Krieg und Frieden hänge in den Balkanländern von „den Kleinen“ ab. Aber daß der Kleinste dieser Kleinen in San Stefano oben angestellt wurde, hing, wie ein Rückblick auf dessen Geschichte zeigen wird, mit ganz andern Dingen zusammen, und das fand auf dem Berliner Kongreß gebührende Beachtung. Vergleichen wir nach der Niepertschen Karte die Landverteilung, wie sie von Ignatieff, dem Hauptlinge der Slavophilen, in San Stefano beliebt wurde, mit der, die man auf dem Kongreß vereinbarte, so erhalten wir folgendes Ergebnis: das Montenegro des Präliminarvertrags umfaßte eine Fläche von zwanzig deutschen Meilen in der Länge und achtzehn Meilen in der Breite, also von dreihundertundsechzig Quadratmeilen. Aus dem Kongreß aber ging das Land Nikitas mit einer Längenausdehnung von achtzehn und einer Breite von sechzehn Meilen, also mit einer Größe von zweihundertachtundachtzig Quadratmeilen hervor. In San Stefano war es ferner an seiner breitesten Stelle bis auf einen Abstand von fünf und an seiner schmalsten bis auf einen solchen von zwei Meilen nach Serbien hin ausgedehnt worden. In Berlin wurde der Abstand, der nach jener Bemessung zu unaufhörlichen Grenzstreitigkeiten zwischen Serbien und Montenegro geführt hätte, auf sieben Meilen erweitert, und das betreffende Zwischenland wurde dem österreichischen Okkupationskreise zugewiesen. Für künftige Grenzstreitigkeiten zwischen der Pforte und Montenegro war in San Stefano ein Schiedsrichterpruch Rußlands und Österreichs vorgesehen; im übrigen gingen die Absichten der Russen dort dahin, daß Montenegro am Adriatischen Meere einen ausreichenden Strich Küste und eigne Schifffahrt haben sollte. Der Berliner Kongreß zog hier einen dicken Strich durch. Der neunundzwanzigste Artikel des schließlichen Friedensvertrags bestimmt, daß Montenegro weder Kriegsschiffe noch eine Kriegsflagge haben soll, daß der Hafen von Antivari sowie die Gewässer Montenegros den Kriegsfahrzeugen aller Nationen verschlossen bleiben sollen, daß es zwischen dem Meere und dem See von Skutari keinerlei Befestigungen geben darf, und daß die See- und Gesundheitspolizei in diesen Gewässern von österreichischen Küstenwachtschiffen auszuüben ist.

In der neuesten Zeit haben drei Ereignisse den Fürsten der Schwarzen Berge wieder stark in den Vordergrund gerückt und ihm eine Bedeutung gegeben, die er an sich nicht beanspruchen könnte: der Trinkspruch, den Kaiser Alexander am 30. Mai dieses Jahres in Peterhof ausbrachte, und worin er den Fürsten Nikita den einzigen aufrichtigen und treuen Freund Rußlands

nannte, zweitens die Verlobung der Tochter desselben, Milika, mit einem Vetter des Zaren, dem Großfürsten Peter Nikolajewitsch, die tags darauf stattfand und der jetzt die Vermählung des Paares gefolgt ist, endlich die Vermählung des „Cousins“ des Zaren, des Herzogs von Leuchtenberg, mit einer andern Tochter des Fürsten von Montenegro. Der Toast klang im Hinblick auf die Kleinheit Montenegros im ersten Augenblick wehmütig, fast verzweifelnd, auch ein wenig komisch — nur dieser Zwerg neben dem Riesen! Die Vermählungen konnten manchem etwas bedenklich vorkommen, zunächst weil das Haus Njegusch, dem Nikita und seine Töchter, die Bräute, angehören, an den europäischen Fürstenhöfen nicht für recht ebenbürtig angesehen wird, sodann weil Zorka, die ältere Tochter, die Schwester der jetzigen Gemahlin eines Prinzen des kaiserlich russischen Hauses, die Frau des serbischen Thronprätendenten ist, der vom Zaren eine Pension bezieht.

Werfen wir nun einen Blick auf die ältere Geschichte Montenegros. Montenegro gehörte ursprünglich wie seine ganze Nachbarschaft zum oströmischen Reiche, riß sich aber 1040 unter Stefan Bogislav, nachdem es ein Heer des Kaisers vernichtet hatte, von ihm los und behauptete dann, indem es ein zweites Heer der Byzantiner geschlagen und aufgerieben hatte, nicht nur seine Unabhängigkeit, sondern half auch 1043 den Serben sich von den Griechen befreien. Es war dann ein Lehnsland des großen Serbenreiches. Als dieses 1389 in der Schlacht auf dem Amselfelde durch die Türken seinen Untergang fand, flüchteten einige Stämme desselben nach den damals mit Wald bedeckten Höhen und Schluchten der Schwarzen Berge und gründeten eine kleine Gemeinde, die sich im weitem Verlaufe, von der Natur ihrer felsigen Einöde begünstigt, aller Angriffe der sonst siegreichen Türken erwehrte. Nachdem ihr Fürst Balschitsch gestorben war, wählten sie 1421 den tapfern Stefan Tschernojewitsch zu ihrem Woiwoden, der, wie später sein Sohn Swan, mit wechselndem Glück den Kampf mit den Türken fortsetzte, aber dabei immer die Unabhängigkeit des Landes, wenn auch oft nur in den hochgelegenen Kreisen, behauptete. 1515 fand eine Regierungsveränderung statt, indem einer seiner Nachfolger, Georg Tschernojewitsch, nach dem Wunsche seiner Gemahlin, einer Venetianerin, zu Gunsten des obersten geistlichen Würdenträgers, des Metropolitens Bawil, auf die Regierung verzichtete, die nun lange Zeit von Geistlichen, welche den Titel Wladika annahmen, geführt wurde. Doch hatten diese Geistlichen, von denen jeder, da sie kinderlos waren, unter seinen Verwandten seinen Nachfolger zu wählen hatte, einen Woiwoden als „Gubernator“ neben sich, der die Verwaltungsgeschäfte besorgte, auch waren die einzelnen Stämme des Volkes beinahe ganz unabhängig, sodaß sie einander sogar befehdeten, was den Türken zu gute kam, zu deren Glauben manche räudige Schafe unter der Herde der Wladiken übergingen. Nun war im Jahre 1699 von dem damaligen Wladika dessen Nefte Danilo Petrowitsch aus dem Stamme Njegusch zu seinem Nachfolger ernannt worden, und dieser wurde 1702 eingeladen, nach einem Orte

im türkischen Albanien zu kommen, um eine dort neuerbaute christliche Kirche einzuweihen. Der Pascha von Skutari aber, der die Tschernagorzen als wider-
spenstige Unterthanen der Pforte betrachtete, ließ ihn überfallen und gefangen-
nehmen und hatte alles Erstes die Absicht, ihn pfählen zu lassen. Gegen
ein Lösegeld von 3600 Dukaten gab er ihn zwar frei, doch nicht ehe er ihm
den Schimpf angethan hatte, daß er den Fürsten und Bischof den Pfahl, auf den
er hatte gespießt werden sollen, vor dem versammelten Volke von Skutari nach
der Stelle zu tragen zwang, wo ihm zu sterben bestimmt gewesen war. Danilo
rief, nach seinem Kloster in Cetinje, der Residenz der Wladiken, heimgekehrt,
zornschraubend sein Volk auf, die gegen ihn verübte Verrätereı und die ihm
angethane Schande zu rächen und zugleich das unter ihm wuchernde muhamme-
danische Unkraut zu vertilgen, indem er es für die Pflicht jedes rechtschaffnen
Tschernagorzen erklärte, seine Verwandten, die den Islam angenommen hätten,
zur Auswanderung zu nötigen oder, wenn sie sich weigerten, sie totzuschlagen.
Die Betreffenden zogen auch ab, und am Weihnachtsfeste 1702 wohnte kein
Muslim mehr in den Schwarzen Bergen. Desto heftiger entbrannten von
jetzt an die Kämpfe zwischen beiden Parteien, und es wurden hüben und drüben
nicht wenige Ohren, Nasen und Köpfe abgeschnitten, auch drangen die Türken
einmal bis nach Cetinje vor und zerstörten das dortige Kloster. Bisher hatte
Österreich durch die weltlichen Gubernatoren, die den geistlichen Fürsten oft als
gefährliche Mitbewerber um die Macht zur Seite standen, vielfach auf Montenegro
Einfluß geübt. Jetzt trat auch das stamm- und glaubensverwandte Rußland
zu dem kleinen Bergvolke in Beziehungen, die bald recht inniger Natur wurden.
Als Peter der Große 1711 die Pforte mit Krieg überzog, rief er den Wladika auf,
ihn als Bundesgenosse zu unterstützen, erkannte öffentlich die Tschernagora als
unabhängiges Gemeinwesen an und nannte sich den Beschützer des Fürsten und
Volkes derselben. Die Letztern leisteten ihm dafür nach Kräften Dienste mit den
Waffen. Einige Jahre darauf reiste Danilo nach Petersburg, von wo er nebst
andern Geschenken 10000 Rubel zum Wiederaufbau des zerstörten Klosters
und die Zusicherung von 500 Rubeln jährlich zu dauernder Erhaltung des-
selben nach Hause brachte. 1767 trat eine Episode ein, die zeigte, wie das
Interesse der Montenegriner an den Geschicken Rußlands bis dahin gewachsen
war. Es erschien der Kroat Stöfan Mali, der sich für den (bekanntlich von
den Orlovs ermordeten) Zaren Peter III. ausgab und, als er Anhänger ge-
funden hatte, die verschiednen Parteien zu vereinigen wußte und nun das Land
mit Erfolg gegen die türkischen Paschas verteidigte, bis er 1774 ermordet
wurde. Als Josef II. und Katharina II. 1788 beim Ausbruche ihres Krieges
mit der Pforte die Montenegriner aufforderten, mit zu kämpfen, ergriffen
diese die Waffen und hielten bis 1791 einen großen Teil der türkischen
Streitkräfte fest, wofür sie aber beim Friedensschluß nicht belohnt wurden.
Nun folgten einige Jahre der Ruhe, die der Wladika Peter I. zu Reformen

benutzte, indem er die Befugnis des obersten Gerichtshofs erweiterte, 1795 eine Art Militärrecht und 1796 ein Grund- und Staatsgesetzbuch erließ, das die bisher in Montenegro herkömmlichen Gesetze und Rechtsgewohnheiten zusammenstellte. Nach außen zeigten sich die Tschernagorzen auch weiterhin sehr bereit, Rußland bei seinen Kriegen mit der Türkei und mit Frankreich zu unterstützen. So 1805 bis 1807 und so 1810 bis 1814, wo Peter die Bocca eroberte und Cattaro einnahm. Sein Nachfolger war der in Petersburg erzogene Peter II., der von 1830 an regierte und sich wieder als Reformator Verdienste erwarb. Er schaffte das Gubernatorenamt ab, schuf eine regelmäßige Regierung in Gestalt eines Senats von zwölf Mitgliedern, brachte das Gesetzbuch seines Vorgängers, das bisher bloß schätzbares Material gewesen war, zur Geltung und führte eine Klassensteuer ein. Wiederholte Kämpfe mit den Türken, die 1840 begannen, endigten meist siegreich für die Montenegriner, die aber ihre Eroberungen in der Ebne, wo fast allein fruchtbares Land sich vorfand, nicht zu behaupten vermochten. Eine schwere Schädigung erlitt das Land, das sich zum Teil vom Fische auf dem See von Skutari ernährte, infolge der Wegnahme der dortigen Insel Bradina durch die Albanesen, die nun die Fischer bei ihren Geschäften hinderten und störten. Nach dem Tode Peters II. (1851) trat dessen Neffe Danilo I. Petrowitsch-Njegusch die Regierung an, der sein Land aus einem geistlichen Staate wieder in einen weltlichen verwandelte. Er verzichtete auf seine Metropolitwürde und reiste nach Wien und Petersburg, um Anerkennung des Fürstentitels zu erwirken, den er sich beizulegen wünschte. In Wien konnte er dabei keine Schwierigkeiten erwarten, wohl aber in Petersburg. Hier schien man ein Interesse daran zu haben, daß das Oberhaupt der Montenegriner ein Geistlicher bleibe, der sich seine Weihen in Rußland holen mußte, wo der Zar autokratisch wie über den Staat so auch über die Kirche verfügte. Aber Rußland bedurfte dieses Priestertums nicht mehr, die Fürsten der Tschernagorzen waren schon längst (seit 1795) durch eine Leibrente von 40000 Rubeln jährlich an das russische Interesse gebunden, die sie durch Unwillfährigkeit verscherzt hätten. Gleichwohl ließ es später Danilo an Willfährigkeit fehlen. Napoleon III. wußte sich bei ihm, dessen Ehrgeiz lieber mit zwei als mit einem Gönner rechnete, durch seinen Konsul Hecquard Einfluß zu verschaffen und ihn zu bestimmen, sich am Krimkriege nicht zu beteiligen. Danilo unterwarf seinen Unterthanen infolge dessen alle Einfälle in das Gebiet der Pforte. Er kam aber nicht dazu, seine Belohnung für dieses Verhalten beim Friedensschluß oder später in Empfang zu nehmen. Am 11. August 1860 wurde er in Cattaro von einem Montenegriner, der aus Privatgründen an ihm Rache üben wollte, erschossen. Er hatte, wie man zu sagen pflegt, große Rosinen im Kopfe gehabt, ein Südflawenreich mit Montenegro als Mittelpunkt und sich als König, und er hatte sich in der letzten Zeit umsomehr an der Seine

eine Stütze zur Verwirklichung dieses Planes gesucht, als Rußland ihn auf dem Pariser Kongreß verleugnet hatte. Es gab dort auf Veranlassung Osterreichs die Erklärung zu Protokoll, es unterhalte mit Montenegro keine andre Verbindungen als solche, die sich aus der Sympathie des Landes für Rußland und aus dessen den Tschernagorzen wohlwollend zugeneigten Absichten ergäben. Seit Danilos Tode hat sein Nefse Nikita (Nikolaus) den Thron inne. Er ist in Paris erzogen, aber eifrig russisch gesinnt, obwohl er als kluger Diplomat auch ein leidliches Verhältnis zu Osterreich-Ungarn zu wahren bis auf weiteres entschlossen zu sein scheint. Im Kriege hat er nicht viel Glück gehabt. Er nahm 1862 Partei für die von der Pforte abgefallene Herzegowina, aber die Türken schlugen ihn bei Ostrog und Njeka und besetzten seine Hauptstadt, und er mußte in einen Frieden willigen, der einige wichtige Punkte im Innern Montenegros türkischen Garnisonen einräumte. Nur Rücksicht auf Europa, insbesondre auf Rußland, verhinderte damals den Sultan, sich diesen Pfahl aus dem Fleische zu ziehen. Nachdem Zurückziehung einiger Garnisonen bewilligt und 1864 die Grenze gegen die Türkei neu regulirt worden war, sollte der Fürst, der immer mit neuen Forderungen kam, auch den Hafenplatz Spiza bekommen, doch wurde das durch Osterreich verhindert, wofür sich Nikita bald darauf durch heimliche Unterstützung des Aufstandes der Bocchesen rächte. In ähnlicher Weise verhielt sich der Fürst zu der Empörung, die 1875 in der Herzegowina ausbrach, indem er hoffte, diese werde sich über alle Slawen des türkischen Reiches verbreiten, und am 1. Juli 1876 griff er gleichzeitig mit Serbien die Pforte an, indem er mit 15000 Mann gegen Novesinje vorrückte. Zwar wurde er von Muchtar Pascha zum Rückzuge genötigt, doch gelang es ihm, diesem bei einem Rückzugsgefechte eine Niederlage beizubringen und die kleine Festung Medun einzunehmen. Montenegro wäre aber bei dieser Gelegenheit ohne Zweifel wie Serbien von den Türken schließlich erdrückt worden, wenn sich nicht Rußland eingemischt und Serbien durch unmittelbaren Einspruch, Montenegro mittelbar gerettet hätte. Wie der moskowitzische Gönner der Tschernagorzen sich seitdem zu ihnen und ihrem ehrgeizigen Fürsten verhalten hat, ist schon berichtet worden, und es bleibt nur noch übrig, zu sagen, wie viel Montenegro den Russen als Macht thatsächlich wert sein kann, und anzudeuten, ob es ihm noch große Wichtigkeit beilegen wird, seitdem sich die Dinge in Serbien geändert haben.

Das 1878 wesentlich vergrößerte Fürstentum hat etwa 360000 Einwohner und ungefähr 600000 Gulden Einkünfte, die die Gebäude- und Viehsteuer, das Salzmonopol und die Zölle, vier Prozent vom Werte der eingeführten Waren, liefern. Militärisch ist das Land in sechs Infanteriebrigaden und eine Artilleriebrigade eingeteilt. Ein stehendes Heer giebt es nicht, im Kriegs-falle wird jeder Montenegriner vom fünfzehnten bis zum fünfzigsten Jahre zum Waffendienste herangezogen. Es sollen von diesen Jahrgängen 36000 Mann, 25000 erster Klasse und 11000 Reservemannschaften, vorhanden sein. Nun

sind die Tschernagorzen zwar ein kräftiger, tapferer und ausdauernder Menschenschlag, der die Waffen wohl zu handhaben versteht, aber es muß sich erst noch zeigen, ob sie außerhalb ihrer heimatlichen Berge regulären Truppen gegenüber mit Nutzen zu verwenden sind, vorläufig ist das stark zu bezweifeln.

Der Umschwung, der in diesem Jahre in Serbien stattgefunden hat, ist trotz aller Versicherungen, die ihn ableugnen oder als unbedeutend darstellen möchten, offenbar sehr bedrohlich für Oesterreich-Ungarn. Er sieht wie ein Wetterleuchten am Horizont aus, das einen von den Fortschritten der nebulöserischen Macht enthüllt, die nach ihren Mißerfolgen am Balkan sich einige Zeit der Entfugung befließigen zu wollen schien, aber neuerdings diese Haltung wieder mit der frühern vertauscht hat und zu der Maulwurfsarbeit zurückgekehrt ist, die mit ebensoviel Geschick als Geduld, rastloser Thätigkeit und stets offener Hand in dem Lande am Eisernen Thor wie an der ganzen untern Donau für russische Interessen wühlte und die vorhandnen Sympathien für das Zarenreich förderte und erweiterte. Nachdem Zar Alexander seine persönliche Politik vor zwei Jahren als zweckwidrig aufgegeben hatte, nahm die russische Diplomatie in aller Stille ihre vorbereitende Thätigkeit in den Balkanländern wieder auf, und vor einigen Monaten sprang in Belgrad eine ihrer Minen. Das wie König Milan österreichisch gesinnte konservative Ministerium mußte Männern der radikalen Partei, die es mit den Russen hält, Platz machen, der König dankte zu Gunsten seines Sohnes ab, der noch ein Kind und vollständig in den Händen des schlauen Nistitsch, des neuen Premiers, ist. Mit Recht ist die Überraschung, die die russische Politik der österreichischen bereitete, mit der Überraschung verglichen worden, mit der die Franzosen den Italienern über die Hoffnungen, die diese in Tunis hegten, im Jahre 1881 in verdrießlicher Weise die Augen öffneten. Wie damals der Ministerpräsident Cairoli den Beteuerungen der französischen Regierung nicht bloß vor deren Einschreiten gegen den Bei Glauben schenkte, sondern auch nach deren ersten Schritten die Versicherung für wahr hielt, man werde sich bloß so lange im Lande aufhalten, bis die räuberischen Grenzstämme der Krumirs gezüchtigt seien, so thaten die Wiener Offiziösen auch nach dem serbischen Thronwechsel und der Einsetzung des Regenten Nistitsch, als ob alles beim alten bleiben würde. Das ist im besten Falle ein Irrtum, wahrscheinlicher aber eine Täuschung des Publikums, die sich nach der Wiedereinsetzung des 1880 von Milan abgesetzten, als Anhänger der Petersburger Politik aller Welt bekannten Metropolitens Michael sofort in ihr Nichts auflöste. Mit Zug und Recht sagen die russischen Slavophilen, die sonst nicht selten ebenfalls sich selbst und andre täuschen und ebensogern erfinden als übertreiben, Michael wiege dreimal so viel als Nistitsch, und wenn Nistitsch und seine Partei bis jetzt gerade noch nichts verfügt haben, was eine Feindseligkeit gegen Oesterreich einschloffe, so haben sie dies eben noch nicht wagen zu können geglaubt. Wenn einmal in Petersburg der Plan gereift

sein wird, die großserbische Idee gegen Bulgarien als Einschüchterungs- oder Zwangsmittel anzuwenden, wird man die Belgrader Regierung bald genug ihre wahre Natur und Denkart herauskehren sehen. Sie muß sich ja schon willfährig zeigen, weil es auch für sie ein Einschüchterungs- und Zwangsmittel giebt — Montenegro und die dortigen Prätendenten.



Psychometrie

Von Carl Zentsch



In dem Aufsatz „Psychophysilogie“*) im 29. Hefte der Grenzboten habe ich versucht, die Behauptung Herzenz zu widerlegen, die Annahme einer besondern „psychischen Kraft,“ einer von der Materie verschiednen Seele, sei unvereinbar mit dem Gesetze von der Erhaltung der Kraft. Dabei ist mir ein Irrtum zugestoßen. Ich sagte: „Nicht jede Bewegung ist aus einer andern gleich großen Bewegung entstanden, das lehrt schon die Vergleichung der gewaltigen Muskelspannung beim Steinwurf mit der viel kleinern Molekularbewegung des Gehirns, die den Willen zum Werfen begleitet.“ Diesem Einwande war Herzenz zwar im voraus begegnet durch Hinweis auf den Junken, der mittels eines Pulverfassens eine Fregatte in die Luft sprengt. Ich selbst hatte sofort an die Explosionsstoffe gedacht, mir aber erwiedert, daß die Nervenmasse eben kein solcher Stoff sei. Nachträglich sehe ich jedoch aus Wundts „Physiologischer Psychologie“ (3. Aufl. von 1887, Bd. 1), daß und wie die chemische Zusammensetzung in der Nervenmasse einen Vorrat von Arbeit aufhäuft, der sie zu bedeutenden Leistungen befähigt. Während aber bei den Reflexbewegungen, d. h. bei denen, die ohne Vermittlung des Bewußtseins unmittelbar durch einen äußern Reiz hervorgerufen werden, der Empfindungsnerve selbst es ist, der im motorischen Nerven die zur Bewegung des Muskels erforderliche ruhende Arbeit auslöst, tritt bei den willkürlichen Bewegungen die auch nach Wundt unkörperliche Seelenkraft auslösend dazwischen. Demnach ist meine Annahme falsch, daß die

*) Es sind darin, weil die Korrektur des Verfassers zu spät eintraf, einige Druckfehler stehen geblieben. S. 112, Z. 4 von oben muß es heißen eindringt statt eindringt; S. 120, Z. 15 von unten unkörperlichen statt körperlichen; S. 114, Z. 11 von oben steht still hinter hält sie nirgends.